

# In Wissenschaft und Forschung: das Leistungsprinzip

Erfahrungen und Eindrücke eines Rußlandreisenden

Herwig Hamperl

Der Herbst 1930 rückte heran — es wurde Zeit, an die Heimreise zu denken. Auch mein Nachfolger im Labor war schon in der Person von Rudolf Rabl eingetroffen, den ich noch in einige Besonderheiten des Moskauer Lebens einführen konnte. Dann hieß es aber die Koffer packen. Präparate und Protokolle gut verstauen und Abschied nehmen von allen den Freunden, die mir während über eineinhalb Jahren geholfen hatten. Eine ganze Reihe von ihnen begleiteten mich zum Bahnhof und brachten mich zu meinem Schlafwagenabteil. Der Portier, der täglich vor dem Panzerschrank mit den Präparaten von Lenins Gehirn gesessen hatte, konnte es nicht lassen, mich nach russischer Sitte zu küssen; dann winkte ich ihnen noch ein letztes Lebewohl zu.

Demjenigen, dem es nicht schon aus der Beschreibung meiner russischen Erlebnisse klargeworden ist, sei es nun noch ausdrücklich gesagt: Ich habe mich trotz aller Einschränkungen und Erschwernisse, trotz des mir fremden politisch-ökonomischen Systems, in der Sowjetunion außerordentlich wohl gefühlt, und zwar hauptsächlich wegen der menschlich so warmen Atmosphäre, die mich von Anfang bis zu Ende umgab.

Bei meiner Rückkehr nach Wien wurde ich begierig über die Sowjetunion ausgefragt und habe

auch mehrere Vorträge über meine Eindrücke gehalten. Ich mußte dabei die merkwürdige Feststellung machen, daß diejenigen, die nie in Rußland gewesen waren oder es seit über einem Jahrzehnt verlassen hatten, sich viel besser informiert dünkten als ich, der ich gerade eineinhalb Jahre dort gelebt hatte. Während sie dem Sowjetregime den baldigen Sturz voraussagten, war ich von seiner Stabilität überzeugt; wenn ich dann außerdem nicht in die allgemeine Verurteilung der Sowjetunion als eines Landes der Spitzel und Potemkinschen Dörfer einstimme, sondern eher versuchte, das Verhalten der Sowjets zu erklären oder sogar zu verteidigen, war ich bald als kommunistisch infiziert verschrieen. Vielleicht genügen übrigens meine jetzigen Ausführungen, um diesen Verdacht wiederaufleben zu lassen.

Nach 26 schicksalsschweren Jahren betrat ich 1956 wieder den Boden der Sowjetunion. Ich war aufs tiefste gerührt, als ich fast alle meine Freunde auf dem Moskauer Flughafen wiederfand, wo sie mich empfangen, als läge kein Krieg zwischen uns. Sie fingen sofort an, sich mit mir in russischer Sprache zu unterhalten. Leider hatte ich aber viel vergessen. Als man mich nun gar aufforderte, einen Vortrag vor der Pathologenvereinigung Moskaus zu halten, kamen mir die größten Bedenken. Da ich

„Werdegang und Lebensweg eines Pathologen“ — unter diesem Titel sind die Lebenserinnerungen von Professor Dr. med. Dr. med. h. c. Herwig Hamperl, dem langjährigen Direktor des Pathologischen Instituts der Universität Bonn, im Schattauer-Verlag, Stuttgart, erschienen (291 Seiten, 17 Tafeln, fünf Abbildungen, Leinen, 38 DM). Liebe, Kunst, Wissenschaft, Sport, Literatur, Musik und vieles andere spiegeln sich in diesem Werdegang des bekannten Pathologen, der für seine Schüler und Freunde eine Zeitspanne, die erste Hälfte unseres Jahrhunderts, schildert, die jeder kennen sollte, um seinen eigenen Standpunkt besser zu verstehen. Mit der freundlichen Genehmigung des Schattauer-Verlages veröffentlicht das DEUTSCHE ÄRZTEBLATT einen Auszug aus Erlebnisberichten in der zweiten Jahrhunderthälfte: Hamperls Rußlandreisen vor und nach dem zweiten Weltkrieg. DÄ

kein Manuskript vorbereitet hätte, müßte ich frei sprechen, und das traute ich mir nicht zu. Man war ganz erstaunt und erklärte sich bereit, mir auszuhelfen, wenn mir ein Wort nicht einfallen sollte. Ich sagte also schweren Herzens zu und bat nur, den Vortrag am Ende meines zweiwöchigen Aufenthaltes anzusetzen. Zu meinem größten Erstaunen erwachten aber die schon ganz vergessen geglaubten Sprachkenntnisse in der russischen Umgebung wieder, so daß der Vortrag so gut wie ohne Hilfe mit anschließender Diskussion vorstatten gehen konnte.

Bei der nächsten Reise war ich klüger und weckte meine schlafenden Sprachkenntnisse vorher auf, indem ich einige Wochen laut russische

## Rußlandreise

Erzählungen und Gedichte las und Schallplatten hörte. Dementsprechend wurde auch dann, als ich 1962 in Rußland ankam, festgestellt: „Sie sprechen ja viel besser als das letzte Mal!“

Oft wurde ich von meinen alten Bekannten in Moskau und auch in Deutschland gefragt, welche Veränderungen ich denn bemerkt hätte gegenüber den Verhältnissen vor 25 Jahren. Äußerlich springt schon die Änderung im Stadtbild von Moskau und Leningrad in die Augen. Die Sperlingsberge bei Moskau, jetzt Lenin-Berge genannt, kleine Hügel am Ufer der langsam fließenden Moskwa, waren früher ein beliebtes Ausflugsziel gewesen, wo man sich am Flußufer einsam niederlassen konnte. Heute fährt man mit der Untergrundbahn in die Gegend und blickt von einer Steinterrasse mit der riesigen Lomonossow-Universität im Rücken auf das große Fußballstadion und die Stadt mit ihren Hochhäusern. Rings um die großen Städte, wie Moskau, Leningrad, ja auch Tibilissi (Tiflis), ist ein weiter Gürtel von hohen Wohnblocks entstanden, der dauernd weiterwächst. Freilich stehen daneben oft noch die alten, ebenerdigen Holzhäuser, die man im Eifer des Neuschaffens gewissermaßen wegzuräumen vergessen hat. Die Menschen sind sauber, ja modisch angezogen, kurz: das Leben hat sich in jeder Hinsicht modernisiert. Freilich ist dieser Fortschritt gerade in den großen Zentren besonders zu sehen gegenüber den Provinzstädten, die an ihm weniger teilhaben.

Auch das Reisen ist jetzt einfacher, als es vor vierzig Jahren war. Vor allem ist es die Einrichtung eines dichten Netzes von Flugverbindungen, das die Entfernungen zusammenschumpfen läßt. Ich war z. B. sehr erstaunt, daß es von dem verhältnismäßig kleinen Badeort Suchumi am Schwarzen Meer mehrmals täglich mit Düsenmaschinen beflogene Direktverbindungen nach Moskau, Leningrad und anderen Städten gibt. Der Preis der Flugkarten ist verhältnismäßig niedrig;

allerdings sind Verpflegung und Betreuung während des Fluges auf das Einfachste beschränkt, genügen aber vollständig. Zwischen Moskau und Leningrad verkehren allnächtlich pünktlich mehrere, nur aus Schlafwagen bestehende Züge, die auf der Strecke nirgends halten. Taxis sind allerdings auch heute noch selten.

### Wird der Rußland-Besucher überwacht?

Eine der häufigsten Fragen, die mir nach der Rückkehr von meinem langen Moskau-Aufenthalt und auch später immer wieder gestellt wurden, war die, ob ich mich in der Sowjetunion hatte frei bewegen können, ob ich nicht auf Schritt und Tritt überwacht wurde, ob ich nicht nur ganz bestimmte Gebiete besuchen durfte usw. Aus allem bisher Gesagten geht zur Genüge hervor, daß mir keine Einschränkung auferlegt wurde, im Gegenteil: Man gab mir sogar den Weg nach Zentralasien frei, in ein Gebiet, in das damals wenigstens noch kaum Ausländer hineingelassen wurden. In der Leningrader Bibliothek durfte ich die sonst nur wenigen Sowjetbürgern zugänglichen Schriften einsehen. Ich kann mich also in keiner Weise über eine Einschränkung meiner Freiheit oder eine lästige Überwachung beklagen.

Man wird mir einwenden: „Aber es gibt doch sogar jetzt noch eine strenge Überwachung und Bespitzelung der Ausländer. Man zeigt ihnen die bekannten Potemkinschen Dörfer und läßt sie nichts anderes sehen.“ Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig und auf der anderen Seite doch wieder falsch. Ein Ausländer, der der russischen Sprache nicht mächtig ist, kann meist auch die kyrillischen Schriftzeichen nicht lesen, so daß er, allein auf sich gestellt, in den Straßen bald verloren ist. Da nützt ihm auch der beste Stadtplan nichts, selbst wenn er die Straßennamen in lateinischen Buchstaben enthält. Un-

entwegte, die allen diesen Schwierigkeiten trotzen wollen, finden sich meist bald in einer ausweglosen Situation, die schließlich nur durch Eingreifen der Polizei gelöst werden kann. Da ist es schon besser, man bildet Gruppen von Touristen und stellt ihnen einen ortskundigen Führer bei.

Als ich nach dem 2. Weltkrieg die Sowjetunion in offizieller Mission besuchte, erwartete mich, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich ist, jedesmal ein Dolmetscher. Mir war dies sehr angenehm, da er die Hotelreservierungen vornahm, Fahrkarten und Theaterbillets besorgte, Verabredungen für Besuche und Besichtigungen treffen konnte. Als ich ihm dann erklärte, ich würde ohne weiteres meinen Weg unter Benützung der ortsüblichen Verkehrsmittel zu Theater, Kino und Instituten sowie zurück zum Hotel finden und brauchte ihn daher nicht mehr, war er sehr zufrieden und hatte nur die eine Angst, daß ich mich vielleicht doch verirren könnte. Als er aber nach ein bis zwei Tagen sah, daß das nicht der Fall war, verschwand er gerne und gleich. Er wäre also ein schlechter „Überwacher“ gewesen. Überhaupt wäre eine so vollkommene Überwachung der Ausländer durch die Geheimpolizei, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, ein Ding der Unmöglichkeit. So viele Geheimpolizisten, wie dazu nötig wären, kann sich kein Land leisten.

Viel wirksamer ist die Überwachung durch die Bevölkerung selbst, die ein auffälliges Verhalten von Ausländern sofort registriert und evtl. anzeigt. Einmal wäre ich fast das Opfer eines solchen über-eifrigen Mannes geworden: Zu einem Ausflug auf die karelische Landenge hatte man mir bei einem Besuch in Leningrad nach dem 2. Weltkrieg ein Auto zur Verfügung gestellt und mir versichert, ich könne so viel fotografieren, wie ich wolle. Ich hatte dementsprechend schon den ganzen Tag Aufnahmen gemacht. Da stürzte plötzlich ein Mann in Arbeitskleidung auf mich

zu und wollte mich als Spion verhaften lassen. Es war nur gut, daß der Fahrer des Autos die Ruhe bewahrte und diesen Polizisten aus eigener Berufung von meiner Ungefährlichkeit überzeugte. Noch Jahre später haben meine russischen Freunde reichlich über dieses Abenteuer gelacht.

Der andere Einwand, man zeige dem Ausländer, der sich über die Sowjetunion informieren will, nur einige wenige Schauobjekte, trifft auch nur teilweise zu. Mir selbst legte man im Jahre 1929/30 keinerlei Beschränkungen auf, ich konnte jede Stadt besuchen, ja auch im Dorf übernachten. Nach dem 2. Weltkrieg, als nach Stalins Tod die Tore der Sowjetunion für den Fremdenverkehr etwas geöffnet wurden, wollte man begreiflicherweise auf die westlichen Besucher einen möglichst günstigen Eindruck machen und ihnen Errungenschaften des erstarkten Sowjetreiches vor Augen führen — niemand zeigt gerne seine offenkundigen schwachen Seiten — auch in den USA fährt der Sight-Seeing-Bus nicht durch die Slums. Also wird der Tourist an die Stellen geführt, wo er wirklich etwas zu Gesicht bekommt. Die Sowjetbürger sind mit Recht stolz auf das, was sie geleistet haben, und sehr empfindlich, wenn man sie in kultureller Hinsicht wie zurückgebliebene Hinterwäldler behandelt.

Außerhalb weniger Städte fehlt es an modernen Hotels, die Zimmer mit Bad und Toilette bieten. 1929/30 war ich zufrieden, ein Zimmer mit einem Bett und einem Waschtisch zu erhalten, ebenso wie ich 1967 damit in Tibilissi zufrieden war, als die Zimmerreservation in dem einzigen renommierten Hotel nicht geklappt hatte und ich in einem „gewöhnlichen“ Hotel übernachten mußte. Den verwöhnten Touristen — und nur solche können sich die doch noch immer teure Reise nach der Sowjetunion leisten — kann man derartige Unterkünfte nicht zumuten, ohne daß sie die Nase über die Rückständigkeit des

Landes rümpfen. Hierin liegt also zweifellos auch einer der Gründe, warum die Standardtour heutzutage Moskau, Leningrad, Kiew, Charkow und die Krim umfaßt und wenig darüber hinaus gezeigt wird.

### Politische Gespräche mit den russischen Bürgern

In einem fremden Land will man immer gerne mit seinen Bewohnern zusammenkommen und sich mit ihnen unterhalten, um ihre Meinungen kennenzulernen. Ungezwungene Gespräche politisch-ökonomischen Inhaltes mit einem Bürger der Sowjetunion zu führen war nicht leicht, meist wenig erfolgreich und konnte schließlich auch noch gefährlich werden. Im allgemeinen waren meine intelligenten Gesprächspartner sehr wohl gegen alle Beanstandungen und Einwände gegen das Sowjetsystem gerüstet und gingen schnell dazu über, unsere westlichen kapitalistischen Verhältnisse anzugreifen. Wie sollten sie sich auch anders verhalten? Auch wenn sie mit meinen Einwänden und Bedenken innerlich übereinstimmten, waren sie aus Furcht vor möglichen Indiskretionen ihres Gesprächspartners nicht geneigt, dies offen zuzugeben. Viel lieber verfielen sie in eine übereifrige Verteidigung des herrschenden Systems und seiner Auswirkungen, die aber übertrieben und deshalb nicht recht glaubwürdig erschien. Es war daher für mich immer angenehmer, mit kommunistischen Parteimitgliedern zu diskutieren, die es sich leisten konnten, den einen oder anderen Mißstand des herrschenden Systems zuzugeben, als mit Leuten, die mit ihrer wirklichen Meinung vorsichtig zurückhielten.

Bei solchen Gesprächen kommt man nur allzu leicht in die Lage, die eigene Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu loben und ihre Überlegenheit zu betonen. Besonders Besucher, die sich nur eine kurze Zeit in der Sowjetunion aufhalten und deshalb zunächst einmal die Nachteile des Gesell-

schafts- und Wirtschaftssystems sehen, ohne seine Vorteile zu erkennen, glauben mit einer Art missionarischem Eifer ihre russischen Bekannten oder den begleitenden Dolmetscher von der Überlegenheit des Westens überzeugen zu müssen: Es ist ein vollkommen sinnloses Unterfangen, weil die beiden Welten so verschieden sind, daß der eine die Ausgangsbasis des anderen nicht versteht und nach seiner ganzen Erziehung auch nicht verstehen kann; jeder der Gesprächspartner redet gewissermaßen eine besondere Sprache, bei der zwar die Worte gleich, aber ihre Bedeutung verschieden ist.

Das missionarische Gespräch kann aber auch gefährlich werden dadurch, daß die Betonung der Vorzüge der westlichen Wirtschaft und Gesellschaftsordnung gleichzeitig eine Herabsetzung der sowjetischen beinhaltet, die sehr schnell vom Gesprächspartner oder von Zuhörern empfunden wird. Von hier bis zur Anschuldigung, man agitiere gegen die Sowjetunion, ist nur ein kleiner Schritt. Ich bin überzeugt, daß viele der Meldungen über Verhaftungen von westlichen Reisenden wegen antisowjetischer Spionage und Propaganda auf solche im besten Willen gemachte Ausführungen zurückgehen. Ein kleines Erlebnis möge zur Erläuterung dienen:

Nach dem 2. Weltkrieg besuchte ich an einem schönen Sommertag wieder einmal den mir wohlbekannten Park für Kultur und Erholung und beschloß, dort mein Mittagessen in einer der zahlreichen Gaststätten im Freien einzunehmen. Dabei kam ich mit einem Ehepaar in den besten Jahren an einem Tisch zu sitzen. Schon bei der Bestellung merkte man an meiner Aussprache, daß ich Deutscher war. In dem nun sich zwanglos entwickelnden Gespräch wurde mir auch die Frage gestellt: „Warum rüstet die deutsche Bundesrepublik schon wieder zum Krieg und will uns mit der Atombombe vernichten?“ Ich stellte das in Abrede und wies darauf

hin, daß es absurd wäre, an ein kriegerisches Vorgehen der kleinen Bundeswehr gegen die hochgerüstete, zahlenmäßig so überlegene Streitmacht der Sowjetunion auch nur zu denken. „Was Sie da sagen, hört sich gut an“, hieß es dann als Entgegnung, „aber unsere Zeitungen schreiben gerade das Gegenteil. Wollen Sie etwa behaupten, daß unsere Zeitungen und unsere Minister lügen?“ Das war nun eine kitzlige Frage. Bejahte ich sie, wenn auch nur in verkläuselter Form, dann hätte es geschehen können, daß mein patriotischer Gesprächspartner mich dem nächsten Wachposten als ausländischen Agitator anzeigte, der das Vertrauen eines Sowjetbürgers gegen die Regierung zu untergraben versuche. Es war also höchste Zeit, das Gespräch wieder in andere, ungefährliche Bahnen zu lenken.

Wie oft mag ein Ausländer in ähnlichen Situationen den sicher auf richtig gemeinten Beteuerungen seines Gesprächspartners geglaubt haben, er solle nur seine Meinung offen sagen, er habe nichts zu befürchten; der eine oder andere Zuhörer – wenn nicht der Gesprächspartner selbst – wird schließlich doch das anfängliche Versprechen vergessen; der Gesprächsinhalt kommt dann in entstellter Weise an Ohren, für die er nicht bestimmt war, mit allen daraus entstehenden Folgen. (Eine merkwürdige Parallele dazu kann man in den USA erleben. Als Ausländer wird man oft gefragt, ob es einem in den Staaten gefalle, wobei einem versichert wird, daß man für jede Kritik ein offenes Ohr habe. Wenn man dann aber im Vertrauen auf diese Zusage irgend etwas bemängelt, wird man gleich scheel angesehen oder gar als Feind der USA verschrien.)

Was mich bei meinen Besuchen in der Sowjetunion nach dem 2. Weltkrieg besonders beeindruckt hat, ist die Einführung eines strengen Leistungsprinzips, besonders in der Universität. Noch vor 25 Jahren wurden zum Studium in erster Linie Studenten aus der Arbeiter- und Bauernschicht zugelassen, die viel-

fach erst in besonderen Kursen für das Hochschulstudium vorbereitet werden mußten. Jetzt spielt das Können für die Zulassung und Fortsetzung des Studiums die Hauptrolle. Da die Plätze beschränkt sind, sucht man die Geeignetsten aus und verlangt von ihnen, daß sie sich des ihnen vom Staat eingeräumten Privilegs, studieren zu dürfen, als würdig erweisen. Wer hier bei den zahlreichen „Zwischenprüfungen“ nicht entspricht, wird erbarmungslos abgeschoben; wer sich hervor- tut, dem erhöht der Staat das Taschengeld, das jeder Studierende bezieht. Es herrscht also striktester „Leistungsterror“.

Das Studiersystem gleicht übrigens weitgehend dem einer Medical School in USA, was eigentlich nicht verwunderlich ist: Hat doch in beiden Ländern die gleiche Tendenz geherrscht, auf dem Weg des Experiments die beste Lösung von Problemen – auch im Bereiche des Hochschulunterrichtes – zu finden. Die USA haben sich auf diesem Weg von der ursprünglich europäischen Hochschultradition gelöst, die Sowjetunion von der des Zarenreiches. Daß die beiden Länder von so verschiedenen Ausgangspunkten her zu grundsätzlich gleichen Lösungen gelangt sind, sollte unseren medizinischen Fakultäten und Universitäten zu denken geben.

Auch im Bereiche der wissenschaftlichen Forschung ist das Leistungsprinzip herrschend und findet seinen Ausdruck in einer bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Stufenleiter. Will der Studierende nach Beendigung des Studiums die wissenschaftliche Laufbahn ergreifen, so wird er zunächst Aspirant, dann auf Grund einer wissenschaftlichen Arbeit Kandidat der Wissenschaften und schließlich nach Vorlage einer streng beurteilten Thesis, die etwa unserer Habilitationsschrift entspricht, Doktor der Medizin. Damit hat er die Voraussetzungen für die Berufung auf eine Professur erfüllt. Bewährt er sich auch in dieser Funktion, dann kann er zunächst korrespondierendes Mitglied und

später wirkliches Mitglied der Akademie der Medizinischen Wissenschaften oder gar der Akademie der Wissenschaften werden. Jeder dieser Schritte ist mit einer sehr wesentlichen Gehaltserhöhung verbunden, so daß die Stufung der Gehälter innerhalb eines Institutes viel weiter geht als bei uns. Ich würde das Verhältnis des Gehaltes zwischen Personal und Chef in einem der Universitätsinstitute in der Sowjetunion wie 1 : 10–15 schätzen gegen 1 : 2–3 bei uns!

### Medizin, ein Frauenstudium

Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß dieser Durchbruch zum Leistungsprinzip nicht bloß auf die Medizin beschränkt ist, sondern in allen Sparten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens eingesetzt hat und zum größten Teil für den enormen Aufschwung der Sowjetunion verantwortlich ist. Die Medizin scheint dabei allerdings etwas zu kurz gekommen zu sein. Das drückt sich schon bei der Zusammensetzung der Studentenschaft und dem Zustand der Institute aus. Während früher doch eine größere Zahl von Männern Medizin studierte, überwiegen heute die Frauen derart im medizinischen Bereich, daß ich fast glaubte, meinen Weg verfehlt zu haben, als ich einmal vor Studenten und Pathologen zu sprechen hatte und mich vor einem Saal voll von Mädchen befand. „Wo sind denn die Männer geblieben?“, fragte ich erstaunt. „Die studieren, soweit man sie zuläßt, Ingenieurwissenschaften, Chemie, Physik, Mathematik. Die Medizin gibt ihnen zu wenig Aufstiegschancen.“ Tatsächlich ist ja die ärztliche Versorgung zum allergrößten Teil verbeamtet.

Institute wie etwa das Moskauer und das Leningrader Pathologische Institut haben sich seit vierzig Jahren kaum verändert. Neue Forschungseinrichtungen, die bei uns bereits zur Grundausstattung gehören, wie die für Elektronenmikroskopie, Autoradiographie usw., beginnen erst hier und dort in bescheidener Weise aufzutauchen.

Die Modernisierung des Faches Pathologie steht offenbar nicht oben auf dem Plan. Imponierend sind aber die beiden in den letzten Jahren entstandenen Krebsforschungsinstitute in Moskau und Leningrad, denen gegenüber das Heidelberger Krebsforschungszentrum geradezu klein erscheint (1970!). Personal ist reichlich, fast überreichlich vorhanden, besonders das für die wissenschaftliche Arbeit so notwendige Hilfspersonal. Die jungen Assistenten und älteren Mitarbeiter leben jetzt bereits recht komfortabel. Früher mußten sie, um sich ein entsprechendes Einkommen zu verschaffen, an mehreren Stellen tätig sein. Jetzt erhalten sie an einer Stelle eine genügend hohe Bezahlung, besonders wenn man bedenkt, daß die Ehefrauen so gut wie immer erwerbstätig sind. Auch die Wohnverhältnisse haben sich in den großen Städten so weit gebessert, daß kein einziger auch der jüngeren Leute gezwungen ist, ein Zimmer mit einer anderen Familie zu teilen.

Echte wissenschaftliche Leistungen haben auch die verderblichen politischen Einflüsse zurückgedrängt, die Gestalten wie Lepschinskaja, Speranski und Lyssenko hochgespielt haben. Wenn man heute nach ihnen fragt, bekommt man meist zur Antwort, ihre Richtung sei ein Irrweg gewesen, den man längst erkannt und verlassen habe – wieviel an gutem Willen und Zeit, um nicht zu sagen Menschenschicksalen hat aber dieser Irrweg gekostet! Sogar von dem noch vor zehn Jahren so hochgeschätzten und als Schlüssel so gut wie aller Lebensäußerungen gepriesenen Nervismus scheint man etwas abgerückt zu sein. Es gab eine Zeit, in der man, gestützt auf die von Pawlow erforschten „bedingten Reflexe“, versuchte, den Ablauf der Lebensvorgänge im kranken sowie im gesunden Organismus in erster Linie auf Einwirkung und Leitung des Nervensystems, insbesondere des autonomen Nervensystems, zurückzuführen. Sicherlich hat der Einfluß des Nervensystems in der klassi-

schen Pathologie zu wenig Beachtung gefunden, die seit Virchow die Zelle in den Vordergrund gerückt hat und so eine „Zellulärpathologie“ geworden ist. Folgerichtig mußten daher auch die Vertreter des Primates des Nervensystems die Anschauungen Virchows und aller seiner Nachfolger als über-

holt, wenn nicht sogar als schädlich bezeichnen und bekämpfen. Inzwischen ist es aber – so will mir scheinen – an dieser Front ruhiger geworden.

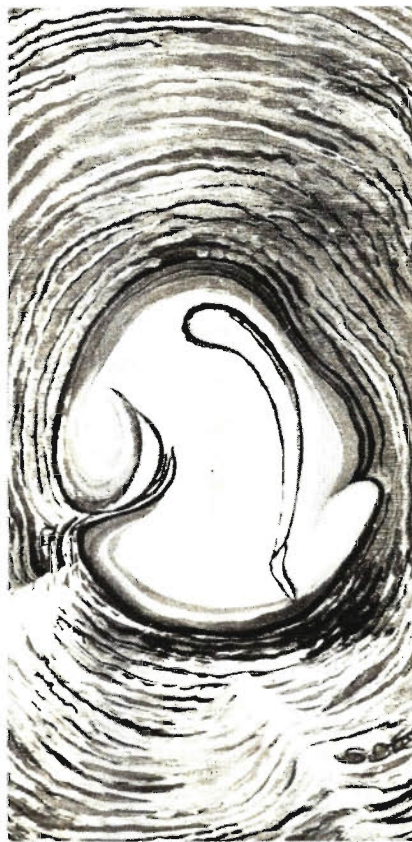
Pathologisches Institut  
der Universität  
53 Bonn 1

## Kur und Kunst in Bad Wörishofen

Wieder einmal zeigte sich, wie groß die Bereitschaft zu geistigem Engagement dort wird, wo Menschen sich ausruhen und erholen dürfen: An zehn Ausstellungstagen besuchten viertausend Neugierige die

zweite Kunstausstellung schwäbischer Maler in Bad Wörishofen. Vorwiegend Kurgäste setzten sich mit den Bildinhalten auseinander.

Neben Arbeiten von Hobbymalern wurden anspruchsvolle Werke gezeigt, so die psychodynamische Bildwelt des Maler-Philosophen Müller-Merzig. Sogar Sammler, die sich bisher nur für alte Kunst erwärmen konnten, wurden spontan umgestimmt von den eigenwilligen Bildern der Mindelheimerin Sigrid Dietz. Sie wurden erst kürzlich in der Fernsehsendung Musikreport gezeigt und erregten Aufsehen in der Münchner Galerie Medici. Sie beinhalten eben nicht nur die Realitäten der Zeitgenossen, sondern zugleich deren Zukunftsehnsüchte, Träume. „Innere und äußere Realitäten“, wie in den Arbeitsschriften der Malerin zu lesen ist. Vor ihren Bildern begannen die Besucher – aus der Bad Wörishofener Regionalität entführt – über akute Probleme der Dritten Welt zu diskutieren. Man wurde konfrontiert mit Existenzen, „in denen sich Aufbegehren, Resignation und jahrhundertelange Unterdrückung spiegeln“, wie die Kritikerin der Mindelheimer Zeitung schrieb. Das politische Engagement von Sigrid Dietz bleibt stets menschenbezogen und geprägt von weiblichem Weltempfinden. In dem Bild „In sich“ offenbart sich die bedrohte menschliche Existenz, eingebettet in den großen kosmischen Kreislauf.



Sigrid Dietz: In sich, 1967, Öl und Glasurit, 27 mal 53 cm, Sammlung Dr. Kehl Foto: Bernhard Dietz

Felix Herbst